

Kirchenblatt

für die reformierte Schweiz

2. Kor. 1, 24: Nicht daß wir Herren seien über euren Glauben, sondern wir sind Gehülfen eurer Freude

Erscheint jeden Donnerstag einen halben Bogen stark und kostet jährl. Fr. 9.—, halbjährl. Fr. 4.50, bei der Post bestellt 20 Rp. Zuschlag
Bestellungen werden von allen Postbüros, sowie von der Geschäftsstelle, Buchdruckerei A. Dürrenmatt-Egger, Bern, angenommen.

Gedanken über Urgeschichte und Kirchengeschichte im Anschluss an Franz Overbeck.¹⁾

I
Fundamental für das Verständnis Overbecks scheint mir die Konstatierung zu sein, daß er geradezu eine ganze bunte Gesellschaft von Seelen in seiner Brust beherbergte, um sie alle voneinander zu unterscheiden, brauchte man eigentlich jene im Dunkeln sich zurechtfindenden Katzenaugen, die er selbst für den Erforscher der Prähistorie forderte; und doch müssen wir versuchen, wenigstens die wichtigsten zu erkennen und herauszuheben, wenn wir zum Verständnis seines Buches kommen wollen.

Eine erste Seele möchte ich die historisch-kritisch-rationalistische nennen. Overbeck sagt selbst, daß er von der Tübinger Schule Ferdinand Christian Baur's herkomme. Und darum ist er von der Reformrichtung nach Basel berufen worden. Aber sein Verhältnis zu Baur war ein sehr freies; nicht nur blieb ihm „Baur's auf Hegel sich gründende Religionsphilosophie“ „völlig fremd“ (Chr. 3)²⁾ auch die einzelnen Hauptthesen der Baur'schen Konstruktion des Urchristentums konnte er nicht vertreten; „was ich mir von seiner historischen Kritik des Urchristentums zu assimilieren vermochte, beschränkte sich stets auf die, wie mir schien vollkommen siegreiche Erstretung seines Rechts, das Urchristentum rein historisch, d. h. wie es wirklich gewesen, darzustellen“ (Chr. 3 f). Also bloß die Handhabung der historisch-kritischen Methode verbindet ihn mit Baur; diese handhabte er aber nicht vom Standpunkt der Hegel'schen Religionsphilosophie aus; vielmehr tauchen bisweilen im Hintergrunde Anklänge an eine rationalistische Einstellung auf: „ich habe einmal eine Theologie gehabt, natürlich nur eine rationalistische“ (290), sagt er selbst. Solche historisch-kritische Urteile vom Boden einer rationalistischen Denkweise aus begegnen uns etwa da, wo Overbeck sich um das Verständnis der Person Jesu bemüht: „Christus ist das Urbild des religiösen Triebes im Menschen, sich mit Gott schlechthin eins zu fühlen. Wer den Punkt in sich selbst nicht zu finden vermag, wo in Jedem von uns Trieb und Fähigkeit schlummert, uns in Gott hineinzu-
sublimieren, der gebe schlechthin auf, Jesus zu begreifen“ (42). „Das Höchste, was wir über die moralische Erha-

benheit Jesu sagen können, beruht darauf, daß er uns selbst einen so hohen moralischen Maßstab gab, um auch ihm die Vollkommenheit (Sündlosigkeit) abzusprechen“ (43). Auf die gleiche Linie mit solchen Urteilen gehört es, wenn Overbeck Jesus vom Schwärmer Charles Beslay aus, der in der französischen Kommune von 1871 eine Rolle gespielt und mit seiner Herzengüte auch den hartgejagtesten Verbrechernaturen einen Eindruck zu machen verstand, erfassen zu können glaubt (44). Oder: „Heutzutage hat kein Mensch den Paulus wirklich verstanden, der noch seiner Ansicht sein zu können meint“ (54). Endlich: „Um das Christentum zu erzeugen, bedurfte es des Glaubens einfältiger Leute aus dem Volke. Um es in der Welt lebensfähig zu machen, des Idealismus eines gebildeten Juden“ (55).

In zweiter Linie ist Overbeck der große Skeptiker. „Daß wir Menschen darüber, wie es mit der Welt eigentlich steht, wie sie entstanden ist, wie sie regiert wird und wohin sie geht, nichts wissen, ist eine Tatsache. Die Ueberzeugung einzelner Menschen, durch eine Welt hinter dieser Welt über dieses Nichtwissen erhoben zu sein, bestätigt diese Tatsache mehr, als dieselbe dadurch aufgehoben wird“ (294). „Wir haben vielleicht zu tief in den Grund der Dinge geblickt, sind darum zu einem Moment des Menschenlebens gelangt in dem wir zu viel von allen Dingen wissen, auch von den verborgensten und unzulänglichsten, wie vor allem von uns selbst und unserm Ende, dem Tod. Von diesem Wissen ist uns nicht zu helfen, und wir haben damit zu leben.“ (300). „Die Welt ist, wie sie ist, wunderschön und grauenvoll zugleich, Weltverwerfung und Weltanbetung für menschlichen Sinn das Eine so berechtigt wie das Andere... Darum kann der Mensch mit und an ihr nichts Besseres und Höheres tun, als sie anerkennen, sie nehmen, wie sie ist und von der Gleichgültigkeit seines Werturteils über sie sich durchdringen zu lassen... Sollte es daher das Christentum sein, das durch Heiligensprechung einer optimistischen Welt- und einer altruistischen Moralbetrachtung jene ewigen Grenzen der Menschheit in Verwirrung gebracht hätte? Ich weiß aber nicht, ob das Christentum nicht ebensogut anleitet, die Grenzen hier zu respektieren. Ansonst wäre eben sein Urteil zu revidieren und nur zum alten Heidentum zurückzukehren, das diese Grenzen anerkannte, für Pessimismus und Optimismus, Egoismus und Altruismus einen und denselben unabgesteckten Raum in seiner Weltbetrachtung hatte“ (29 f).

Eine dritte Seele in Overbecks Brust möchte ich die ahnende Seele nennen. Overbeck redet selbst einmal von dem Eindruck, den er bei seiner Uebersiedelung von Jena nach Basel vom Pietismus davongetragen habe. „Nicht daß es sich für mich noch um eine ernsthafte Annäherung an diese Denkweise hätte handeln können, — da-

¹⁾ Die folgenden Ausführungen bilden in der Hauptsache ein Referat, das ich im April 1921 vor einer Versammlung der Zürcher theologischen Fakultät hielt, um zu versuchen, die wie mir schien in unfruchtbare Gegensätze hineinerrannte Diskussion über das Overbeck-buch „Christentum und Kultur“ weiterzuführen. Die Veröffentlichung geht zurück auf einen ausdrücklichen Wunsch von Margauer Kollegen.

²⁾ Die Seitenzahlen mit „Chr.“ davor beziehen sich auf Overbecks Buch „Ueber die Christlichkeit unserer heutigen Theologie“, 2. Aufl. 1903, die bloßen Zahlen auf das genannte Werk: „Christentum und Kultur“ 1919.

für war ich ihr doch schon zu gründlich entfremdet —, doch eben dieses auch wieder nur nicht so vollständig . . ., daß ich völlig unempfänglich gewesen wäre für das neue religiöse Klima, in das ich versetzt wurde“, sagte er einmal (Chr. 12); und ein ander Mal sagt er von der pietistischen Form des Christentums: „Für mich ist es die einzige, unter welcher mir ein persönliches Verhältnis zum Christentum möglich wäre oder doch gewesen wäre“ (179). Er spürt also selbst noch eine dunfle Verwandtschaft mit derjenigen Form des Christentums, in der wohl noch am meisten lebendige Beziehung zur Welt der Bibel vorhanden war. Und so ist es nicht verwunderlich, wenn sich bei ihm noch ein Verständnis des Evangeliums findet, das mehr ist als Rationalismus und mehr als Skeptizismus. Er hat von diesem Verständnis unter dem Begriffe der „Urgeschichte“ gesprochen. Allerdings um mehr als die ganz verworrene Ahnung eines großen Sachverhaltes handelt es sich dabei nicht; und wenn wir dem Inhalt der Ahnung nahe kommen wollen, müssen wir zunächst noch Scheidungen in seiner ahnenden Seele selbst vornehmen und eine dreifache Bedeutung des Begriffes „Urgeschichte“ bei Oberbeck anerkennen.

1) Zunächst meint Oberbeck mit „Urgeschichte“, nichts anderes, als was man gewöhnlich „Prähistorie“ nennt. So zitiert er das Wort von Ranke: „Die Geschichte beginnt erst, wo die Monumente verständlich werden und glaubwürdige schriftliche Aufzeichnungen vorliegen“ und fährt dann fort: „Dahinter liegt die Urgeschichte. Was bedeutet sie dem Geschichtsschreiber? Urgeschichtliche Probleme sind in steter Gefahr, im Lichte betrieben zu werden, in dem alle Fragen grau sind. Sie sind daher nur Forschern erlaubt, die in diesem Lichte zu sehen vermögen — also Forschern mit „Räugen“, die im Dunkeln sich zurechtfinden. Auch Urgeschichte hat es mit Vergangenheit zu tun, aber mit einer Vergangenheit besonderen Sinnes. Der Unterschied tritt am unmittelbarsten an der Beschaffenheit der Ueberlieferung hervor. Der Schleier, der ja über jeder Ueberlieferung liegt, ist bei der Urgeschichte bis zur Undurchdringlichkeit gesteigert“ (20).

2) Daneben spricht Oberbeck von „Urgeschichte“ da, wo wir etwa von „schöpferischer Periode“ sprechen würden. So sagt er: „Nur aus dem wesentlichen Unterschied von Urgeschichte und Geschichte erklärt es sich, daß Urgeschichte in so besonderem Ansehen zu stehen vermag. Urgeschichte ist in der That bedeutendere, entscheidendere Geschichte als alle Geschichte sonst, und zwar durchaus nicht nur in der Kirchengeschichte. Entstehungsgeschichte ist in der Geschichte alles Lebendigen, im Leben überhaupt unvergleichlich. In der Geschichte jedes Organismus tritt der Moment ein, wo die Grenzen, die ihn gegen die Welt abschließen, keine wesentliche Verrückung mehr erfahren. In diesem Moment scheidet sich Ur- oder Entstehungsgeschichte von Geschichte ab. Darum auch die Ähnlichkeit dieses Moments mit dem Tode, und die Leichtigkeit, mit welcher bei aller Geschichte im gemeinen Sinne der Schein von Verfallsgeschichte sich einstellt. Soweit geschichtliche Betrachtung nur fertige Dinge aufnimmt, kann sie (sc. die Geschichte im Unterschied von der Urgeschichte) freilich nichts mehr anderes sein als Verfallsgeschichte. Sie löst die Verbindung der Elemente, welche die Urgeschichte hergestellt hat, wieder auf“ (21). „Urgeschichte hat zum Grundmerkmal, Entstehungsgeschichte zu sein, und nicht etwa, was ihr Name anzunehmen scheinbar veranlassen kann, uralte zu sein. Sie kann vielmehr auch sehr jung sein, und ob sie alt oder jung ist, macht überhaupt keine Eigenschaft aus, die ihr ursprünglich zuzäme . . . So wenig wie Geschichte überhaupt ist auch Urgeschichte irgendwie an einen Ort in der Zeit gebunden“ (24 f.).

Aber nun — und damit kommen wir erst zum Entscheidenden — kennt Oberbeck noch eine Urgeschichte, die

das Hineinragen eines Metaphysischen, Ganz-andern in unsere gewöhnliche Geschichte ist: „Es ist, als wenn die christliche Ur-literatur einer ganz andern Welt angehörte, für die man gar kein Auge mehr hatte, und die man demgemäß entweder gar nicht mehr sah, oder noch sah, aber gar nicht mehr verstand, zu der man sich daher im günstigsten Falle nur noch durch die gewaltsamste Umdeutung in Einklang zu setzen vermochte“ (24). Das Leben der neutestamentlichen Menschen ist demnach ein Leben im Uebergeschichtlichen und Ueberzeitlichen, die zeitlich-geschichtliche Welt ist für sie abgetan. „Christentum, historisch definiert, ist die religiöse Gemeinschaft, welche sich aus dem Evangelium als ihrem prähistorischen Embryo zur christlichen Kirche auswächst. Weil prähistorisch, konnte das Evangelium unter Negation aller Geschichte oder unter der Voraussetzung einer hyperhistorischen Welt bestehen“ (63). „Christentum heißt nichts anderes als Christus und der Glaube seiner Anhänger an ihn, es ist etwas Ueberzeitliches, zu Lebzeiten Jesu war es noch nicht da. Nach Jesu Tode hat es sich aller historischen Wahrnehmung entzogen, indem Christi Anhänger ein vollkommen unfassliches, zwischen Sein und Nichtsein zweideutig schillerndes Ding wurden“ (28). „Geschichte und Christentum werden nach dem eigenen Willen des Christentums nie zusammenkommen. Weder Christus für sich noch der Glaube, den er gefunden hat, haben wenigstens unter dem Namen Christentum historisches Dasein gehabt“ (9 f.). So hat Oberbeck den in einer Uebergeschichte wurzelnden, auf den Untergang dieses Aeons eingestellten, den eschatologischen Charakter des Evangeliums zwar verworren und unklar, aber doch in kräftiger Weise geahnt, und es ist wie wenn er sich leise zu dieser gewaltigen Einstellung hingezogen fühlte, wenn er sagt: „In der christlichen Eschatologie, in seiner Zukunfts- oder Todeslehre müssen schließlich alle Auffassungen des Christentums, auch die entgegengesetzten, die höchste Weisheit suchen, die das Christentum für uns Menschen hat, mythische so gut wie rationalistische“ (66). „Es ist klar, der ewige Bestand des Christentums läßt sich auch nur sub specie aeterni vertreten, d. h. von einem Standpunkt aus, der von Zeit und dem unter sie fallenden Gegensatz von Jugend und Alter nichts weiß“ (70).

Um aber Oberbeck zu verstehen, müssen wir noch eine vierte Seele aus seiner Brust hervorholen: es ist die Nietzsche'sche Seele. In den stillen Gelehrten mit der rationalistischen, skeptischen und ahnenden Seele fährt am Anfang seines Basler Aufenthaltes von seinem Hausgenossen Friedrich Nietzsche aus plötzlich ein Geist des Widerspruches, ein Geist der Anlage, eine revolutionäre Leidenschaft; wider Erwarten sieht sich Oberbeck mit „der trägen Gangart seines Denkens“ (Chr. 13), von dem Ungefühl seines neuen Freundes fortgerissen, und es kommt unter dem Einfluß der damals entstehenden „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ dahin, daß Oberbeck im Frühjahr 1873 „den Gedanken wirklicher Bereitschaft zur Folgeleistung, und nicht nur diesen Gedanken, sondern auch den Mut zu seiner Erprobung“ faßt (Chr. 17). So schrieb er damals unter dem Titel „Ueber die Christlichkeit unserer heutigen Theologie“ eine heftige Anklage gegen die theologische Wissenschaft, und die Schrift erschien zu gleicher Zeit und im gleichen Verlag wie die erste „Unzeitgemäße Betrachtung“ Nietzsche's, sodaß dieser schreiben konnte: „Ein Zwillingpaar aus Einem Haus ging mutig in die Welt hinaus, Weltdrachen zu zerreißen“ (Chr. 18).

So hat also Oberbeck auch eine Nietzsche'sche Seele in seiner Brust gehabt. Und das Eigenartige ist nun, daß diese sich mit jeder der drei andern Seelen verbindet, um Sturm zu laufen gegen das gegenwärtige Christentum, daß sie den Angriff auf dieses unternimmt bald vom kritischen Standpunkt aus, bald von der Ahnung eines Ganz-andern, Uebergeschichtlichen, bald vom Skeptizismus.

Am deutlichsten klingt die auf den kritischen Standpunkt gestützte Anklage gegen Christentum und Theologie durch in gewissen Partien der Schrift „Ueber die Christlichkeit unserer heutigen Theologie“; ja, im Schlußkapitel redet Overbeck geradezu der „Möglichkeit einer kritischen Theologie in unseren protestantischen Kirchen“ das Wort.

Aber noch mehr hat man den Eindruck, daß Overbeck seinen Angriff unternimmt von der Ahnung eines Ganz-andern im Evangelium aus, und ihn richtet auf das Ziel hin, das moderne Christentum im Sinne seiner Urgeschichte zu reformieren. „Das Christentum der Gegenwart hat für die ganze Vorstellung der Wiederkehr Christi so wenig Raum mehr, daß es sie nicht einmal historisch als Eigentum des Urchristentums konzipieren kann oder sie wenigstens als quantité négligable betrachten zu können meint“ (68). „Die Wurzel des Konflikts der Gegenwart mit dem Christentum“ liegt darin, daß die Theologie stets modern gewesen ist, das Christentum aber nie, aus keinem andern Grunde, als weil das Christentum nie eine Geschichte hat haben wollen, hingegen selbst damit anfang, sich zu aller Geschichte herauszustellen, und solange es etwas bedeutete, sich auch gegen sie gefehrt hat. In seiner heute erreichten vollkommenen Verweltlichung muß es erliegen und kann ihm keine Theologie mehr helfen, die nur das Gegenteil von dem will, was das Christentum von jeher gewollt hat“ (244 f.). „Das moderne Christentum selbst verrichtet nur Totengräberarbeit am Christentum . . . Es glättet nach Kräften an der christlichen Dogmatik, indem es sie dem modernen Denken konformiert. Damit tilgt es aber nur die letzten Spuren, die das Christentum noch im Leben hat. Was es erreicht, läuft lediglich ad majorem gloriam moderni heraus, aber ad detrimentum Christianismi“ (67). „Das Christentum als Evangelium, als prähistorischer Embryo, verlangt von seinen Gläubigen Kinderjunn; als Kirche, als das ausgewachsene historische Gebilde . . . schließt es diesen Kinderjunn bei seinen Gläubigen aus . . . Das ist auch ganz in Ordnung, die Forderung ist für eine andere Welt aufgestellt worden als für die, in welcher gegenwärtig Kirche und Christentum existieren“ (64). „Sofern dem Christentum auf dem Gebiete des geschichtlichen Lebens auch nicht eine der Korruptionen und Verirrungen erspart geblieben ist, denen die Dinge unterworfen sind, hält die Kirchengeschichte keine Vorstellung ferner als die eines besonderen, über der Kirche waltenden Schutzes. Gegen die Kirchengeschichte ist also das Dasein Gottes nur zu behaupten bei der Annahme, Gott habe seine Hand vom Christentum in seinem geschichtlichen Dasein abgezogen“ (266).

Aber sobald wir Overbeck als Reformator des Christentums, sei es im Sinne des Kritizismus, sei es der Erkenntnis des Ganz-andern ernst nehmen wollen, zeigt es sich plötzlich, daß er sich als solchen nicht will behaften lassen; und plötzlich gewinnen wir den Eindruck, daß sein ganzer von Nietzsche inspirierter Angriff von der Basis seines Skeptizismus ausgeführt ist. Als Carl Abrecht Bernoulli 1897 in seinem Buche „Die wissenschaftliche und die kirchliche Methode in der Theologie“ das Overbeckische Postulat „einer kritischen Theologie in unseren protestantischen Kirchen“ zu einem allseitigen Programm ausarbeiten zu dürfen glaubte, mußte er von Overbeck hören: „Welche andere Empfindung konnte mich beim Anblick solcher Anrufung als Schutzpatron eines Planes zur Reform der Theologie befallen als die eines jähen Schreckens? Denn gründlicher konnte ich mit meinem Schriftchen von 1873 nicht mißverstanden werden“ (Chr. 196). Und wenn wir ihn zum Reformator des modernen Christentums im Sinne von dessen ganz anderer Urgeschichte erheben wollten, so bekämen wir eine gleichvernichtende Abjage: „Nierregaard redet unter einem paradoxen Aushänge-

schild als Reformator des Christentums, ich denke daran am wenigsten“ (291). Im Gegenteil, für sein Bewußtsein ist das Christentum erledigt, bei der historischen Erforschung ist es ihm zerronnen. „Was Anderes sollte ich überhaupt als modern sein? Und da wollte ich denn zu meinen theologischen fratres in modernitate . . . gern sagen: Ihr seid modern; ich noch mehr! Mit meiner Behandlung kirchenhistorischer Gegenstände bin ich Euch doch allen vorausgegangen“ (292). „Ist das Christentum das Leben der Menschheit wert? Das wird vielleicht die letzte Frage des dem Christentum unter uns geschenkten Glaubens sein. Am besten ist, wir lassen das Christentum sanft verlöschen. Wozu ist historische Betrachtung der Dinge da, wozu taugt sie uns, wenn sie uns nicht diesen Dienst leisten kann?“ (68). „Um an das Christentum zu glauben, wissen wir zu viel davon, und um im Sinne der Kirche davon zu wissen, beruht zu viel davon nur auf Glauben“ (279).

So ist die Gedankenwelt Overbecks durch das Hinzutreten des Nietzsche'schen Angriffsgeistes zu dem eigenartigen Nebeneinandersein von Rationalismus, Skeptizismus und ahnender Erkenntnis vollends verwirrt worden. Und Overbeck hat es im Grunde selbst gefühlt, daß mit der Nietzsche'schen Beeinflussung etwas Wesensfremdes in ihn hineingekommen sei, und daß man bei einer so gebrochenen Stellung wie der seinigen nicht als Ritter Georg ausziehen dürfe, um Weltdrachen zu erlegen. So hat er sich auch nach jenem einen Mal, da er sich an den „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ Mut getrunken hatte zu seinem Schriftchen von 1873, mit seinen Angriffen nicht mehr an die Öffentlichkeit gewagt, sondern seine Nietzsche'sche Seele nur noch in Tagebücher und verschwiegene Zeddelein hineingegossen; und so hat er ihnen auch das Geständnis anvertraut: „Bedenke ich, was ich jetzt weiß und zum Teil auch in meinen Papieren aufgespeichert weiß, so fühle ich mich bisweilen nicht viel anders als zur Befreiung der Kultur von der modernen Theologie berufen. Und doch, trotz aller Vorbereitung, bin ich nicht im Besitz der Kräfte, über den Lärm, den ich herborrufen würde, noch Herr zu werden. Denn um etwas Anderes wäre es mir nicht zu tun als um den Nachweis des finis Christianismi am modernen Christentum. Das ist für mich zu viel, wenn ich bedenke, daß mir für die zu übernehmende Aufgabe jeder Stachel eines ernstesten Christen- oder Religionshaffes fehlt“ (289). Und wenn Carl Abrecht Bernoulli diese Papiere trotzdem der Öffentlichkeit übergibt, so tut er eben damit etwas, was sich Overbeck aus Gründen der Wahrhaftigkeit nicht mehr zu tun getraut hätte.

(Schluß folgt.)

Lic. theol. Ernst Staehelin.

—:—

Uom Büchertisch.

Aus dem Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn sind uns eine Anzahl von Neuererscheinungen zur Besprechung zugegangen. Berechtigtes Aufsehen hat das Erstlingswerk von Emma Waiblinger erregt: „Die Ströme des Namens“ (Preis Fr. 3.—, geb. Fr. 5.—). Die noch junge Dichterin besitzt eine Kraft der Gestaltung und Schilderung, daß ein unwiderstehlicher Zwang zum Weiterleben von ihrer Erzählung ausgeht. Alle Personen sind geschaut und gelebt, nie konstruiert und von des Gedankens Blässe angekränkt; es sind alles Individualitäten, keine bloßen Typen. Hervorragend ist die Gabe der Naturschilderung; dieselbe ist nie bloße Beschreibung, sie gibt immer lebendige Naturempfindung wieder. Die Dichterin findet immer die Harmonie zwischen Szeenerie und Handlung, zwischen Umwelt und Innenwelt, sei's daß die Landschaft das Verwandte im Herzen weckt, sei's daß das überquellende Empfinden das Verwandte